

KLEINE LEUTEN



Rädchen will nicht. (Siehe S. 79)

Nelly.

Eine Erzählung für unordentliche kleine Leute.



Fünftes Kapitel.

„Weißt Du, Marie, daß Dein Name mir gar nicht zusagt?“ rief Nelly plötzlich. „Ich begreife gar nicht, wie man eigentlich Marie heißen kann. Das ist so gewöhnlich, so alltäglich. Wenn Du wenigstens Marianne hießest; das klingt doch respektabler, als Marie schlechtweg.“

Der liebe Himmel weiß, wie Nelly auf diesen Einfall kam. Aber es scheint, daß sie keinen Hunger mehr spürte, sonst wäre ihre alte Spotsucht nicht so rasch wiedergekehrt.

Marie erwiderte auf diese Bemerkungen nichts als: „Hm, hm.“ Eine andere hätte sich vielleicht beleidigt gefühlt, nicht aber Marie, die im Gegentheil sofort wieder für Nelly besorgt war und frug:

„Sagen Sie, Fräulein Nelly, wird Ihnen da nicht kalt werden? Wenn Sie wollen, so hole ich meinen Seelenwärmer, vielleicht kann ich den unter der Thüre durch und so zu Ihnen hineinstecken.“

Nelly aber blieb bei ihrem Thema und fuhr fort:

„Oder Du könntest auch Margarethe heißen, das wäre auch anschaulicher als dieses langweilige Wort Marie. Wie hat Dich nur Deine Mutter können so nennen lassen? Oder waren es vielleicht Dein Pathe und Deine Pathin die Dir diesen Namen beilegen?“

„Ach Gott, liebes Fräulein, so weit ich mich erinnere, hab' ich ja gar nie eine Mutter gehabt,“ entgegnete Marie, indem sie aufhörte Erben zu puzen und ernst in die Kerzenflamme starrte. „Nein, niemals! In einer dunklen Nacht hob mich Jemand unter einer Straßenlaterne vom Pflaster auf, und ich habe nie erfahren, wer mich dahingesezt. Möchten Sie ein paar junge Erbsen, Nelly? Sie sind sehr zart und süß; ich habe da die aller kleinsten für Sie ausgelesen.“

Nelly hielt ihre Hand an's Gitter und Marie ließ die kleinen grünen Erbsen durch die Drahtlücken einzeln hineinrollen. Aber Nelly dachte gar nicht an die Erbsen. Sie dachte immer an das kleine Kindchen, das vom Himmel gefallen und unter der Straßenlaterne liegen geblieben war. Das klang ihr ganz wie ein Märchen, und eben Märchen waren es, was Nelly am liebsten erzählen hörte. Sie vergaß in Nu alle ihre Sorgen und Beängstigungen.

„Kümmere Dich nicht um mich, liebe Marie, oder Marianne, oder Margarethe, oder wie Du immer heißest,“ sagte sie, „sondern erzähle mir nur Alles, was Du von Dir weißt aus Deiner Kinderzeit. Erzähle, ich bitte Dich; ich will auch gar nicht mucksen oder von hier hinaus verlangen, wenn Du mir das erzählst. Bitte, bitte schön.“

Marie konnte sich nicht leicht entschließen, Nelly's Wunsch zu erfüllen, aber sie war so gefällig, daß sie doch nicht widerstehen konnte, obgleich sie sich für ein so unwichtiges Ding auf dieser Welt hielt, daß es eigentlich gar nicht die Mühe lohnte, etwas von ihren Erlebnissen zu erzählen.

„Wohlan denn,“ begann sie, „ich wurde an einem ganz verschneiten Neujahrs Morgen von einem Knaben, Namens Karl Gottbelf aufgehoben, der im Laden des Herrn Burg allerlei kleine Dienste zu verrichten hatte.“

„Aber was thatest Du, als er Dich aufgehob?“ frug Nelly, „und was that er mit Dir?“

„Ich lag da wohl eingepackt in einem alten Korb und schlief ganz fest. Daraus schlossen die Leute, ich könnte nicht lange so dagelegen haben. Karl wußte nicht, was er mit mir anfangen sollte; Niemand war in der Nähe, so trug er mich denn nach Hause zu seiner Mutter, wie sie mir nachmals oft genug erzählt hat. Ich war also mit einer Menge warmer Kleider in einen Korb gepackt, über den Karl stolperte und fast gefallen wäre, denn es war noch ganz dunkler Morgen. Anfangs dachte er, es müßte Jemand den Korb da vergessen haben, er blieb also

stehen
den
gewi
len,
oder
drin
dar
Arm
wo

nie e

obgle
Danz
Ost
von
menn
Ihne

rief

—
daß
was
er m
ist ei
Lärm
Ferte
mag
sah
die,
so d
wenn
unter
Leber

sagte
auf
her.
war,
was
möch
deste
Kleid
er er
Kind

stehen und blickte umher, dann begann er denselben zu heben und zu rütteln und hörte gewisse schwache dünne Töne daraus erschallen, so daß er meinte, es wären Kaninchen oder junge Hündchen oder sonst was dergleichen drin; endlich aber, als er sah, daß Niemand darum fragte, nahm er den Korb in die Arme und schleppte ihn hinauf ins Zimmer, wo die Mutter noch im Bette lag.“

„Aber Du sagtest ja eben, Du hättest nie eine Mutter gehabt,“ warf Nelly ein.

„Nun ja, ich spreche von Karls Mutter, obgleich Sie bald sehen werden, daß ich sie ganz gut meine eigene Mutter nennen könnte. Oft genug hat sie mir in späterer Zeit von jenem Neujahrsmorgen erzählt und wenn Sie gerade zuhören wollen, will ich Ihnen die Geschichte auch weiter erzählen.“

„Ach ja; wie erzählte sie Dir's denn?“ rief Nelly lebhaft.

„Mein Sohn — pflegte sie zu sagen — kam die Treppe heraufgetrappelt, so daß ich mich im Bette aufsetzte, um zu sehen, was er bringe, und schau, schau, da zeigt er mir einen Korb. „Mutter, sagt er, hier ist ein Neujahrsgeschenk. Es macht etwas Lärm und ich glaube, es wird wohl ein kleines Ferkel sein, das Jemand von seinem Karren mag haben hinunterfallen lassen, aber ich sah keine Seele und der Schnee fällt so dick, daß mein Rufen Niemand hören konnte, so dacht' ich denn, ich thäte am besten, wenn ich's herausbrächte, um es hier zu untersuchen, denn es ist ganz gewiß was Lebendiges.“

„Und während mein Karl dieses sagte, knüpfte er die Tücher des Korbes auf und rollte denselben ein wenig hin und her. Ich muß sagen, daß ich in einer Angst war, denn ich konnte mir gar nicht denken, was da für ein lebendes Wesen drin sein möchte, aber mein Karl hatte nicht die mindeste Angst und als er erst ein Bündel Kleider und Lappen auseinander gethan, rief er erstaunt: „Mutter, das Ding ist nur ein Kind!“ und so war es auch wirklich, und

da lag das Kleine mit weitgeöffneten Augen, und mein Karl nahm es auf die Arme und steckte es ohne Weiteres in mein Bett an meine Seite, ehe ich noch wußte, was er da that. Ich war so betroffen und außer Fassung, daß ich sofort im Korb nachsah, ob vielleicht noch ein paar von der Sorte drin stäken, aber Gott sei Dank, Zwillinge hatte man uns doch nicht geschickt.

„Die Nachbarn erfuhren bald von unserem Neujahrsgeschenk und Alle kamen herbei und gaben diesen und jenen Rath Alle aber waren darin einig, das Kleine müsse ins Arbeitshaus geschafft werden. Denn — sagten sie — ein armes Weib, wie ich, könnte nicht die Verpflichtung haben, alle kleine Kinder, die da etwa noch vom Himmel fallen könnten, groß zu ziehen. Und es wäre hart genug gewesen, daß mir mein eigenes Töchterlein gestorben, ich brauchte nicht außerdem noch für ein fremdes zu arbeiten. „Ins Arbeitshaus damit!“ sagten sie Alle vom Ersten bis zum Letzten.

„Ich weiß nicht, wie mir ward — pflegte Mutter zu sagen, während sie sich die Augen trockenete, — aber ich denke, gerade weil ich mein eigenes Töchterlein erst kürzlich verloren hatte, fühlte ich so viel Mitleid mit dem armen kleinen Findling; und was meinen Karl betrifft, gewann er es auf der Stelle so lieb wie ein Schwesterchen und sagte den Nachbarn: „Ei, wenn es ein Kaninchen oder ein Spanierkel gewesen wäre und Niemand hätte es zurück verlangt, da hättet Ihr mir gerathen, es zu behalten; nun aber da es ein kleines liebes Madchen ist, soll ich's hinauswerfen auf die Straße? Nein, mir gehört's und behalten will ich's. Ich will ausgehen, arbeiten und Geld verdienen, damit ich ihm zu essen geben kann und was es sonst noch braucht; aber ein Arbeitshaus-Balg soll es nicht werden. Nein, Mutter, es bleibt da; sieht es doch gerade so aus wie unser eigenes Kindchen, das Du so bitter beweintest, als es in den Himmel zurückging. Und übrigens gehört es ja mir und ich muß es behalten, Mutter.“

„So sprach mein Karl und die Nachbarn sprachen hin und her und etliche schöne Herren kamen und sprachen auch hin und her, ich aber schaffte und sorgte unterdeß für das arme hilflose Kleine, bis das Ende vom Liede war, daß wir es behielten statt meines eigenen Töchterchens und Karl seinen Willen hatte.“

„Und Gott segne sie Beide, sag' ich, und Alle, die so sind wie sie,“ schloß Marie ihre Erzählung und ihre Augen glänzten, denn sie standen voller Thränen.

Nelly hatte sehr aufmerksam zugehört und ihr Gesicht war so fest auf das Gitter gedrückt, daß die Drähte ein ganzes Muster hineingepreßt hatten, als sie es wieder zurückzog.

„Weiter, Marie, weiter,“ sagte sie, „erzähle mir rasch, wie es Dir nachher ergangen ist. Wo ist jetzt der gutherzige Karl? Und hat er wirklich gearbeitet, um dem Kindlein Kleider zu kaufen?“

„Freilich hat er's gethan,“ sagte Marie. „Er war früher etwas faul gewesen und hatte seiner Mutter nicht viel geholfen, sondern lieber allerlei Späße getrieben; wie aber das Kind ins Haus kam, ging er früh Morgens aus dem Hause und kam erst Abends heim; als er aber kam, da warf er die Mütze in die Luft vor Freude und erzählte seiner Mutter, er hätte eine Stelle als Laufbursche erhalten bei einem Papierhändler und wäre gesonnen, hart zu arbeiten und bei der Arbeit zu bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Sperlings Nest.

Hi, seht doch mal, was ich entdeckt!
Ein kleines Nest, im Gras versteckt. —
Ein Sperlingsnest! Sacht und gelinde
Ziel's wohl von jener alten Linde.

Herr Gott, ist das ein Funterbunt!
Wie stachelicht, obgleich so rund!
Nicht hat's geleimt ein sorglich Pärchen
Aus zartem Moos und weichen Härchen.

Viel Hundert Dinge sind vereint
Drin, weggeschnappt von Freund und Feind;
Seht, keinen Stückchen, woll'ne Fädchen,
Strohhalmlinchen, Flöckchen, Eisendrätchen.

Dort geht die Straße grad' dahin
Ein Fräulein, schön und stolz von Sinn;
Da kommt Herr Spatz ihr nach geflattert —
Schwips! hat er was für's Nest ergattert.

Dem Hunde wie der Katze rupft
Herr Spatz ein Härchen aus, dann hupft
Er zu dem Hahn um eine Feder,
Hebt auch wohl auf ein Fleckchen Leder.

Zusammen trägt mit Müh' und Noth
Er so fein Nest, — welch saures Brot!
Wer dächt', aus so geringen Sachen
Wär' was Anständ'ges noch zu machen?

Denkt euch, daß jener Trödelkram
Zum allergrößten Weisen kam, —
Kömmt' es dem Weisen je gelingen,
Ein ähnlich Werk hinweg' zu bringen?

„Hier, Herr“, so hätten wir gesagt,
„Wir haben Dir viel Ding' gebracht,
Werthlosen und geringen Trödel,
Verachtet wie ein Aschenbrödel.“

Aus diesem Zeug, gemein und schlecht,
Ein Wohnhaus mach' für Fünf zurecht,
Nett, warm, bequem in Breit' und Länge,
Für fünf Bewohner nicht zu enge.“

Hei! wie der hochgelahrte Mann
Vor Schreck den Mund hatt' aufgethan
Und hätte sich verschworen höchlich,
Daß Solches absolut nicht möglich!!



Der treue Delta. (Siehe S. 70.)

Der treue Delta.

— Eine alte, alte Geschichte. —

(Zu dem Bilde S. 69.)

Etwa achtzehnhundert Jahre sind es, da standen am Fuße des Berges Vesuv, in der schönen Bucht von Neapel, zwei alte Städte. Die eine hieß Pompeji, die andere Herculaneum und in dieser letztern Stadt hat sich die Geschichte ereignet, die nun erzählt werden soll.

In jenen Zeiten wurde das Land, in dem wir leben, noch als ein Land von Wilden betrachtet, während in den alten Städten, von denen hier die Rede sein wird, die Leute bereits gebildet und die Sitten verfeinert waren. Da gab es auch schon gepflasterte Straßen, schöne steinerne Häuser, Kaufläden und Marktplätze, — Brunnen und Bildsäulen aus Erz oder steinernem Stein. Die Leute hatten da auch schöne Gemälde und majestätische Tempel, mit Pfeilern aus Marmor und dem reinsten Marmor. Sie hatten ferner ungeheure Theater, deren eines

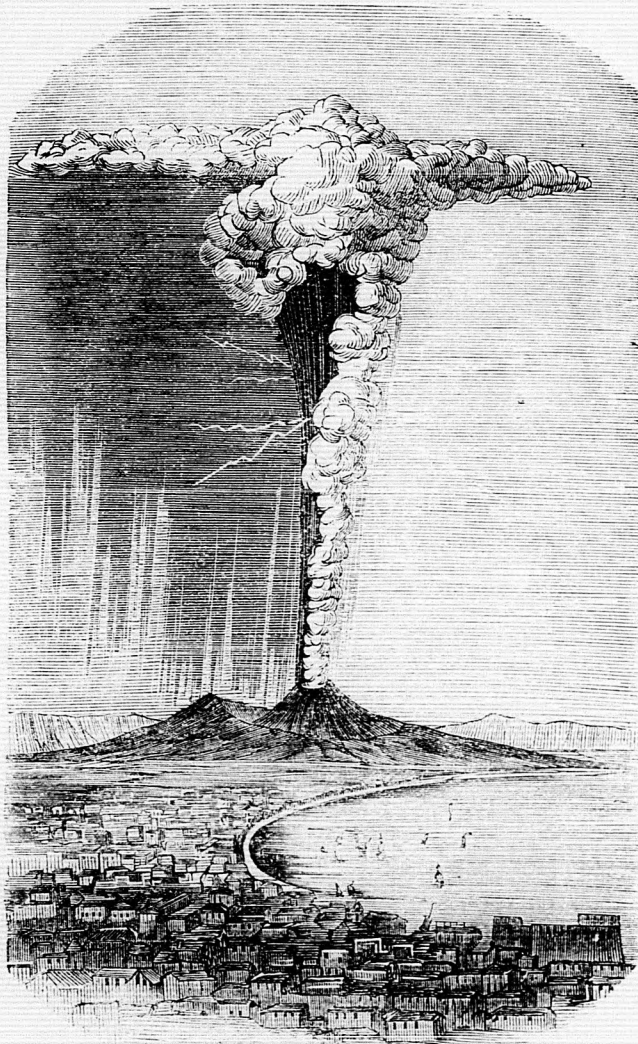
an die zehntausend Zuschauer faßte, und hatten öffentliche und Privat-Bibliotheken, voll mit Büchern, die auf Papierrollen geschrieben waren, deren manche über vierzig Fuß in der Länge maßen. Nicht minder

hatten sie prächtige Gärten mit Landhäusern und Sommeritzen darin, auch große Friedhöfe, auf denen sie ihre Todten beisetzen und denselben Grabmäler oder Denksteine errichteten.

Das Volk, das in diesen Städten wohnte, war sehr reich, stolz, mächtig und vergnügungslüch-
tig. Es lebte im größten Luxus und verthat viel Geld. Aber es war zugleich ein grausames Volk, welches seine Lust darauf fand, Männer gegen einander kämpfen und sich gegenseitig tödten zu sehen, deshalb es auch seine Sklaven und die im Kriege gefangenen Feinde in seinen Theatern gegen wilde Thiere kämpfen ließ, während es

rund umher auf Bänken saß und — schrecklich ist der bloße Gedanke — sich an dem blutigen Anblick erlustigte.

Nun, die Geschichte, die hier folgen wird,



Ausbruch des Vesuv bei Neapel.

ist die eines kleinen Knaben und eines schönen großen Hundes. Der Vater des kleinen Knaben hieß Severinus, der Hund hieß Delta, und Beide lebten in Herkulanum, als diese Stadt vor Hunderten und Hunderten von Jahren noch vorhanden war. Delta war ein wackeres, treues und verständiges Thier mit gewaltigen Tagen und großen starken Zähnen, welche seinem Herrn mehr als einmal gute Dienste geleistet hatten. Denn dreimal hatte Delta dem Severinus das Leben gerettet; einmal als dieser von Räubern angefallen wurde, ein andermal als er in Gefahr kam, von einer wüthenden Wölfin zerrissen zu werden, und ein drittes Mal als er in der prachvollen Bucht, die wir heute die Bucht von Neapel nennen, beim Baden fast ertrank. Und, um seine Dankbarkeit zu bekunden, hatte Severinus an der Innenseite seines Hauses eine Inschrift angebracht, welche des Hundes Muth und Ergebenheit verewigen sollte.

Als Delta alt wurde, gewann er besonders den einzigen Sohn des Severinus, einen hübschen kleinen Knaben von zehn Jahren, lieb. Mit diesem lustigen kleinen Jungen zu scherzen und zu spielen, ihn beim Ausgehen zu bewachen, sich mit ihm ins Gras zu legen, wenn er vom Springen und Laufen ermüdet war, ihn im Schlafe zu beschirmen, schien die einzige Aufgabe von Delta's Leben zu sein. So wurden auch der Knabe und der Hund so gute Freunde, daß man sie fast immer beisammen sah.

Eines schönen sonnigen Morgens im Herbste des Jahres 79 war ein außergewöhnlich reges Treiben in der alten Stadt Herkulanum. Alles Volk war auf den Beinen und schon in aller Frühe, mit Feiertagskleidern angezogen, durch die Straßen zerstreut, um sich nach der benachbarten Stadt Pompeji zu begeben, wo ein großes Volksfest stattfinden sollte. Lachend, scherzend und singend drängten die heiteren Gruppen durch die Stadthore, vergoldete Wagen rollten hie und da durch das Gewühl der Fußgänger, und die Glöcklein, mit denen die Pferde behangen waren,

klangen gar schön im eiligen Laufe. Severinus war mit den Uebrigen ausgezogen, er ließ jedoch sein Söhnlein zu Hause unter der Obhut einiger Sklaven und noch besser bewacht durch den treuen Delta. Die Ursache dieses ganzen Treibens war aber, wie bereits erwähnt, das große Schauspiel, welches darin bestand, daß wilde Thiere und Menschen, welche wilden Thieren zu vergleichen waren, mit einander auf Leben und Tod kämpfen, sich gegenseitig peinigen und zuletzt tödten sollten. Alles nur, um diese lustigen, lachenden, übermüthigen Leute an ihrem Feiertag zu unterhalten.

Als der Tag vorrückte, wurde die Luft sonderbar gedrückt und schwül. Sie glich der Luft, die aus einem heißen Ofen strömt. Delta und sein kleiner Spielgenosse waren daher froh, sich einem der großen öffentlichen Brunnen nähern zu können, dessen blinkender Wasserstrahl und kühles Tropfenprühen sehr angenehm war. Der Hund aber schien sich nicht behaglich zu fühlen; den Leib auf dem Boden lang hinstreckend, legte er sein mächtiges Haupt zwischen die Löwengleichen Tagen und stieß ein dumpfes Geknurr aus welches in einem kläglichem Gewinsel endete.

(Schluß folgt.)

Der gelbe Fürst, wohlgeboren.

(Zu dem Bilde S. 76.)

„Der gelbe Fürst, wohlgeboren?“ ei, der Titel klingt ja über die Maßen spaßig! Da oben steht er, der Herr, fast in Lebensgröße. Er ist ein schwarzer König aus Afrika im vollen königlichen Staat, wie er gerade einen Besuch sehr freundlich empfangen will. Darum zieht er den Hut ab und zugleich beide Beine hoch in die Luft mit einem Freudensprung. „Yah, yah!“ schreit er, was vermuthlich zu bedeuten hat: „Guten Tag, wie geht's deun?“

Er nennt sich der „gelbe Fürst, wohlgeboren,“ und zwar der gelbe Fürst, weil er so „schöne“ gelbe Zähne hat, „wohlgeboren“ aber, weil er gehört, daß man in Europa jeden anständigen Menschen so zu nennen pflegt.



Im wunderschönen Monat Mai. (Siehe S. 78.)



Der alte Korbflechter. (Siehe S. 75.)

Der glückliche Franz.

XVI. — Auf nach Dagland.
 Nachdem die Festwoche vorüber war, befahl Fürst Franz einem Hundert seiner Diener, ihre besten Kleider anzuthun und reiste mit ihnen ab nach Dagland.

In zweiunddreißig Tagen erreichten sie die Grenzen dieses Landes und Fürst Franz dachte bereits, wie glücklich er sein würde, die süße Prinzessin Lillylein wiederzusehen.

Aber das Jahr und der Tag waren schon beinahe vorüber.

XVII. — Franz rückt in Dagland ein.

Eines Morgens frug der alte Diener den Fürsten Franz, ob er nicht versuchen möchte, sich die gelben Lederhosen und die grüne Sammtjacke anzuziehen. „Nein, ich danke Dir,“ entgegnete Fürst Franz, „die Kleider aus Seide und Atlas passen mir vollkommen.“

„Aber ich denke, die Seide und der Atlas würden mir auch gut lassen,“ meinte der alte Mann.

„Ich glaube, Du träumst,“ sagte Fürst Franz, „bring' mir meinen Kaffee.“

„Sogleich, mein Fürst; ich glaube selbst, daß ich träume,“ versetzte Jener. Im Stillen aber nahm er sich vor, am nächsten Morgen die Seiden- und Sammtkleider selber anzuziehen.

Noch an demselben Tage kamen sie aber in Sicht der Hauptstadt von Dagland und zufällig kamen gerade die beiden bösen Diener des Prinzen Schwarzbusch ihnen entgegen.

Diese beiden bösen Männer nun hatten es Franz niemals verziehen, daß er in jener Nacht vor ihrer Nase über den Felsen hinabgesprungen war, wie sie also die gelben Lederhosen und die grüne Sammtjacke erblickten, besannen sie sich keinen Augenblick, sondern stürzten darauf los und stießen

ihre Dolche tief in den grünen Sammt, worauf sie wieder davonrannten, so schnell als ihre langen Beine laufen konnten, bis sie endlich bei dem Prinzen Schwarzbusch, ihrem Herrn, am Hofe in Gegenwart des Königs und der Königin anlangten.

Fürst Franz, tief erschüttert durch dieses furchtbare Ereigniß, folgte ihnen mit seinen hundert Dienern auf dem Fuße.

XVIII. — Ein Jahr und ein Tag.

Der König aber sagte gerade:

„Heute Nachmittags, Schlag zwei Uhr, wird es ein Jahr und ein Tag, daß Franz fort ist, dann, Prinz, können Sie unsere Tochter heiraten.“

„Nein, nein, ich will warten, bis es Drei schlägt,“ rief die schöne Prinzessin Lillylein.

Und da stand schon der Bischof bereit und man wartete, bis es Drei schlug.

Da traten zwanzig Brautmädchen, Alle roth gekleidet, aus dem Thor des Palastes herfür, und in demselben Augenblick bliesen die Trompeten und herein trat Fürst Franz mit seinen hundert Dienern.

„Wer ist das?“ schrie König Dag.

„Fürst Franz Bolino kommt, die schöne Prinzessin Lillylein zu heiraten,“ entgegnete Franz, nahm seinen schönen Federhut ab und machte eine Verbeugung.

Bei diesen Worten sprang Lillylein vor Freude hoch in die Luft, rannte von der Seite des Prinzen Schwarzbusch fort und küßte den Fürsten Franz Bolino.

Prinz Schwarzbusch aber schrie: „Das kann nicht sein, denn meine zwei Diener haben den Knirps Franz heute umgebracht.“

Und die beiden bösen Männer traten vor und sagten dasselbe.

Aber die Diener des Fürsten Franz Bolino brachten den Todten in den gelben Lederhosen herein und Jedermann konnte sehen, daß der arme alte todte Mann nicht Franz war.

Da sagte der König: „Diese beiden bösen Männer sollen für diese Missethat sofort gehängt werden.“

Sobald dies gesch. hen war, schrie Prinz Schwarzbusch in heller Wuth, er wüßte gegen Franz mit Schwertern zu kämpfen.

„Mit größtem Vergnügen!“ rief Fürst Franz. Es stellten sich also der Bischof und die zwanzig Brautmädchen auf die eine Seite, die Edelleute aber setzten sich auf der anderen Seite nieder, um den Zweikampf zu sehen.

XIX. — Glückliches Ende.

„Ich bin immer und in Allem glücklich gewesen,“ sagte Fürst Franz zu sich selber, „ich weiß also, daß ich diesen bösen Prinzen Schwarzbusch tödten werde.“

Prinz Schwarzbusch hatte aber ein verzaubertes Schwert, das auch in Gift getaucht war, so daß es Jeden tödten mußte, wenn es ihn auch nur ganz leicht ritzte.

„Dein letzter Tag ist gekommen!“ brüllte Prinz Schwarzbusch „und ich werde die schöne Lillylein heiraten.“

Kling-klang! klirrten die Schwerter zusammen, kling-klang! Da glitschte Franzens Fuß und er fiel hin, Prinz Schwarzbusch aber stolperte über ihm und die beiden Schwerter kollerten zusammen auf den marmornen Estrich.

Auf sprangen die Beiden sogleich und griffen nach den Schwertern. In der Eile aber ergriff zufällig Franz das verzauberte Schwert.

Kling-klang! Klack-klack! Swisch! gingen die Schwerter, da wurde Fürst Franz Bolino leicht an der Hand verwundet, Prinz Schwarzbusch aber bekam einen Schnitt in die Wange.

„Du bist ein todter Mann!“ schrie Prinz Schwarzbusch schadenfroh, denn er hatte nicht bemerkt, daß die Schwerter verwechselt worden, und mit diesen Worten stürzte er zu den Füßen seines Gegners hin und starb, bis er maus-todt war.

Der Hofarzt aber kam und verband die Hand des Fürsten Franz Bolino und die schöne Prinzessin Lillylein küßte ihn auf beide Wangen und sie heirateten einander unter großen Feierlichkeiten.

Und der glückliche Franz bekam die Hälfte des Königreichs zu eigen und schickte jedes Jahr eine große Kiste mit allerlei guten Sachen der brav n Frau Trött, dazu einen Glücksbeutel voll Geld, er selbst aber lebte sehr glücklich mit der schönen Prinzessin Lillylein.

Der alte Korbflechter.

(In dem Bilde S. 73.)

Ich bin ein armer blinder Mann
Und sitze hier allein,
Aus Ruhen flecht' ich Korb um Korb,
Um müßig nicht zu sein.

Mein Bub', der ist zum Fluß hinab, —
Die Ruhen geh'n mir aus,
Die besten soll vom Weidenbaum
Er holen mir nach Haus.

So schaff' ich fort tagaus, tagein,
Jahraus jahrein so fort,
Seh' nicht, wenn's draußen blüht und treibt,
Seh' nicht, wenn's wieder dorrt.

Im dunklen Zimmer sitz' ich hier, —
Was soll mir auch das Licht?
Wär' tageshell mein Zimmerchen,
Ich säh' es dennoch nicht.

Geschlossen ist mein Augenlid,
Mir dunkelt schwarze Nacht,
Mir scheint nicht mehr in dieser Welt
Der Sonne gold'ne Pracht.

Durch's Leben tasten muß ich mich
Mühsam mit Hand und Stab,
E i n Ding nur find' ich einst gewiß
Auch ohne dies: das Grab . . .

Dann aber durch das Dunkel mir
Ein neuer Tag wohl bricht,
Dann öffnet sich mein Augenlid,
Mir leuchtet e w' g e s L i c h t.



Der gelbe Fürst, wohlgeboren. (Siehe S 71.)

T

mit
All
ver
tet

neb
leb
in
wo
wi
dor
bed
hei
da
gen
mi
gu
all
W
B
fer
sch
D
ger
der
wa
B
he
der
lic
de
fa
ih
G
sp
Z
fer
hä
fo
te

Die drei Federn.

— Eine Geschichte aus dem Osten. —

Es waren einmal zwei Nachbarn: der Eine ein freundlicher ehrlicher Mann, immer bereit zu guten Diensten; der Andere ein mißgünstiger neidischer Patron, immer bereit Allen Ems anzuhängen und mit einer Zunge versehen, die in der ganzen Gegend gefürchtet war.

Der gute Mann fand, es sei unmöglich, neben einem solchen Elenden in Frieden zu leben, darum verließ er sein Haus und ging in eine ferne Stadt wohnen, wo er Derwisch ward, was dort einen Priester bedeutet, und ein so heiliges Leben führte, daß die ganze Gegend erfüllt war mit dem Ruf seiner guten Thaten und alle Leute seine Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit priesen. Als der neidische Mann solche Dinge von demjenigen erzählen hörte, der ihm so verhaßt war, erwachte die Bosheit in ihm so heftig, daß er beschloß, dem guten Mann nachzureisen und ihn wo möglich zugrunde zu richten. So machte er sich denn auf und reiste, bis er zu dem Hause kam, wo der Derwisch wohnte. Dieser bot ihm freundlich eine Erfrischung an, gab ihm Geld und erlaubte ihm, in seinem Garten spazieren zu gehen. Wie sie nun Beide den Fischen im Gartenteich zusahen, gab der Böse seinem Gastfreund einen Stoß, daß derselbe häuptlings ins Wasser fiel, dann lief er, so rasch seine Beine ihn trugen, davon und kehrte nach Hause zurück.



Aber das Leben eines guten Mannes ist sehr kostbar und als unser Derwisch in's tiefe Wasser fiel, fing ihn eine Fee, die auf dem Grunde des Wassers wohnte, mit ihren unsichtbaren Armen auf und hielt ihn auf der Oberfläche, obgleich die Wellen unruhig murmelten: „Laß uns diesen Sterblichen, der in so unsanfter Weise zu uns gekommen, als Beute; er ist unser, er ist unser!“

Aber die Fee des Teiches flüsterte sanft: „Nein, ihr Wellen, verschonet diesen Mann, denn er ist heilig und hat niemals ein Geschöpf beschädigt, weder durch Gedanken, noch durch That; er verließ sein Geburtshaus, weil er dachte, sein böser Nachbar würde besser werden, wenn er allein wohnte; denn er ist nicht allein gut, sondern möchte auch die anderen Menschen gut machen, da er Alle mehr liebt als sich selber; darum, ihr Wellen, verschonet ihn; er ist ein Sohn Allah's.“

Und die Fee wiegte ihn sanft auf der Oberfläche des Wassers und wie die Wellen an seinen Ohren vorbeirauschten, hörte der Derwisch sie wispern: „Dieser Mann weiß nicht, wer morgen zu ihm kommen wird und wie leicht er sein Glück machen kann.“ Und andere kleinere Wellen flüsterten darein: „Er ist ein guter Mann; sagt es ihm, sagt es ihm, er wird sein Geld gut anwenden.“

Der Derwisch hörte dies Alles, aber er konnte nicht antworten, da ihm sonst das Wasser in den Mund gelaufen wäre.

Auch hörte er wieder die Stimmen der Wellen:

„Morgen o Derwisch, wirst Du Besuch aus dem Palaste bekommen; der Sultan wird Dich aufsuchen mit seiner Tochter, welche jetzt von einem bösen G. ist gequält wird. Ihr Vater und ihre Freunde sind in tiefer Betrübniß, und da sie von Deiner Heiligkeit g. hört haben, hoffen sie, Deine Gebete würden vielleicht zu dem Throne Allah's dringen und die Sultanstochter von dem bösen Geiste befreien.“

Hier machte die Stimme eine Pause, ha'd aber begann sie wieder zu rauschen:

„Wenn Du des Morgens heimkehrst, wird eine schwarze Taube Deinen Pfad kreuzen. Fange sie und ziehe drei weiße Federn aus ihrem Schwanz, diese verbrenne zu Asche und bestreue damit den Kopf der Prinzessin und dann wirst Du sehen, wirst Du sehen.“

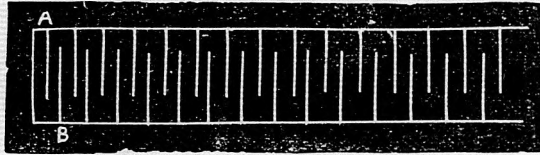
Dann schwiegen die Wellen und rollten schläfrig im Mondlicht dahin. Als aber die Dämmerung kam, sah der Derwisch, daß die Wellen ihn sanft ans Ufer getragen hatten, und er war überaus froh, wieder ans Land klettern und nach Hause gehen zu können, denn es war sehr naß und kühl in dem Teiche. Alle seine Freunde freuten sich herzlich, als er wieder zurückkam.

Anfangs hielt er Alles, was er gehört, für einen Traum; als er aber seinem Hause nahe kam, flog ihm eine schwarze Taube gerade ins Gesicht; er haichte sie, zog ihr drei weiße Federn aus dem Schwanz, verbrannte die Federn zu Asche und hob diese sorgsam auf. Dann legte er sich ins Bett und schlief lange, denn sein Abenteuer hatte ihn ermüdet.

(Schluß folgt.)

Spaß für ganz kleine Leute. Die Papierkette.

Manstet ein Stück farbiges Papier mehrmals zusammen, bis es einen langen Streifen bildet, der vier- oder noch mehrfach ist.



Dann schneidet mit einer Schere den Streifen beinahe durch, so wie bei A angegeben erscheint.

Dann dreht den Streifen um und schneidet bei B ebenfalls ein, bis in die Nähe des Randes. Diese Schnitte wiederholt auf dem Streifen, so lange Platz darauf ist. Dann entfaltet das Papier, das Eine von euch halte es an einem Ende fest, das Andere ziehe an dem entgegengesetzten Ende, aber nicht zu stark, damit es nicht reiße, und ihr habt eine schöne dehnbare Kette aus Papier, die ihr euch ganz gut um den Hals hängen oder auch um irgend ein Bild an der Wand schlingen könnt zur Verzierung.

Im Mai.

(Zu dem Bilde S. 72.)

„Im wunderschönen Monat Mai,“ da gehen große Umwandlungen vor im Hause und außer dem Hause. Die Natur steht in ihrer vollen Blüthe, süßer Duft erfüllt die Luft, der grüne Rasen schwillt Einem frisch und dicht entgegen, Blüthen flattern von allen Bäumen nieder und Abends singt die Nachtigall im Busch.

Nicht, wahr, ihr kleinen Leute, da fällt es euch recht schwer in der Schulstube über Büchern und Schriften zu sitzen? Ihr möchtet gern ins Freie hinaus, wo man den süßen Duft auch riechen kann, und lustige Sprünge machen auf dem frischen Rasen, und die flatternden Blüthen haschen wie Schmetterlinge, und zuhören wie die Nachtigall singt?

Darum hübsch fleißig gewesen, ihr Freunden, die freie Stunde kommt und dann geht's hinaus in den freien grünen Mai!

Neue Bimmerspiele.

„Ja und Nein.“

Bei diesem Spiele kann man mitunter recht viel lachen, und mitspielen kann, wer da immer will. Der Älteste mag zum Frager gewählt werden, — wartet ein wenig, ihr sollt gleich sehen, wie das gemeint ist. Es will nur besagen, daß der Älteste das Spiel in Gang bringen kann, indem er an euch eine Anzahl kleiner Zettelchen vertheilt, deren Gebrauch der folgende ist: Jedes von Euch nimmt ein Zettelchen und schreibt darauf entweder „Ja“ oder „Nein“, ganz wie es ihm beliebt. Keines darf wissen, was der Andere geschrieben hat, und der Frager darf das natürlich auch nicht wissen. Diejenigen unter euch, die noch nicht groß genug sind, um schreiben zu können, mögen für „Ja“ ein Kreuz + machen, für „Nein“ aber einen Ring O. Sobald ihr damit Alle fertig seid und die Zettelchen zusammengefaltet habt, muß der Frager an Jedes von euch nach der Reihe eine Frage stellen, die mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann. An wen die Frage gestellt wird, der gibt seinen zusammengefalteten Zettel als Antwort ab, der Frager öffnet denselben und liest laut, was geschrieben steht. Viel Spaß hängt natürlich vom Frager ab, der oft Fragen stellen und darauf Antworten erhalten wird, wie die folgenden: —

Frage: Hast Du je einen Vogel mit vier Beinen und einer Brille gesehen?

Antwort: Ja.

Frage: Hast Du je ein Pferd mit vier Beinen gesehen?

Antwort: Nein.

Frage: Möchtest Du morgen ohne Nachtessen zu Bette gehn?

Antwort: Ja.

Frage: Ist der Mond größer als die Sonne und ist er aus Käse gemacht?

Antwort: Ja.

Frage: Möchtest Du ein Stück süßen Kuchen?

Antwort: Ja.

Da, wie ihr seht, auf die letzte Frage die richtige Antwort gegeben worden, wird derjenige, der dieselbe gegeben, für die nächste Reihe der Frager sein. Trifft es sich, daß mehrere richtige Antworten erfolgen, so wird der Älteste den Vorrang haben.

Die Erklärung wird euch hoffentlich klar genug sein. Wenn ihr übrigens das Spiel beginnt, macht es sich schon von selbst.

Kätzchen will nicht.

(Zu dem Bilde S. 65)

Miau, miau,
O, laß mich doch fort,
Vom ganzen Piano
Versteh' ich kein Wort.

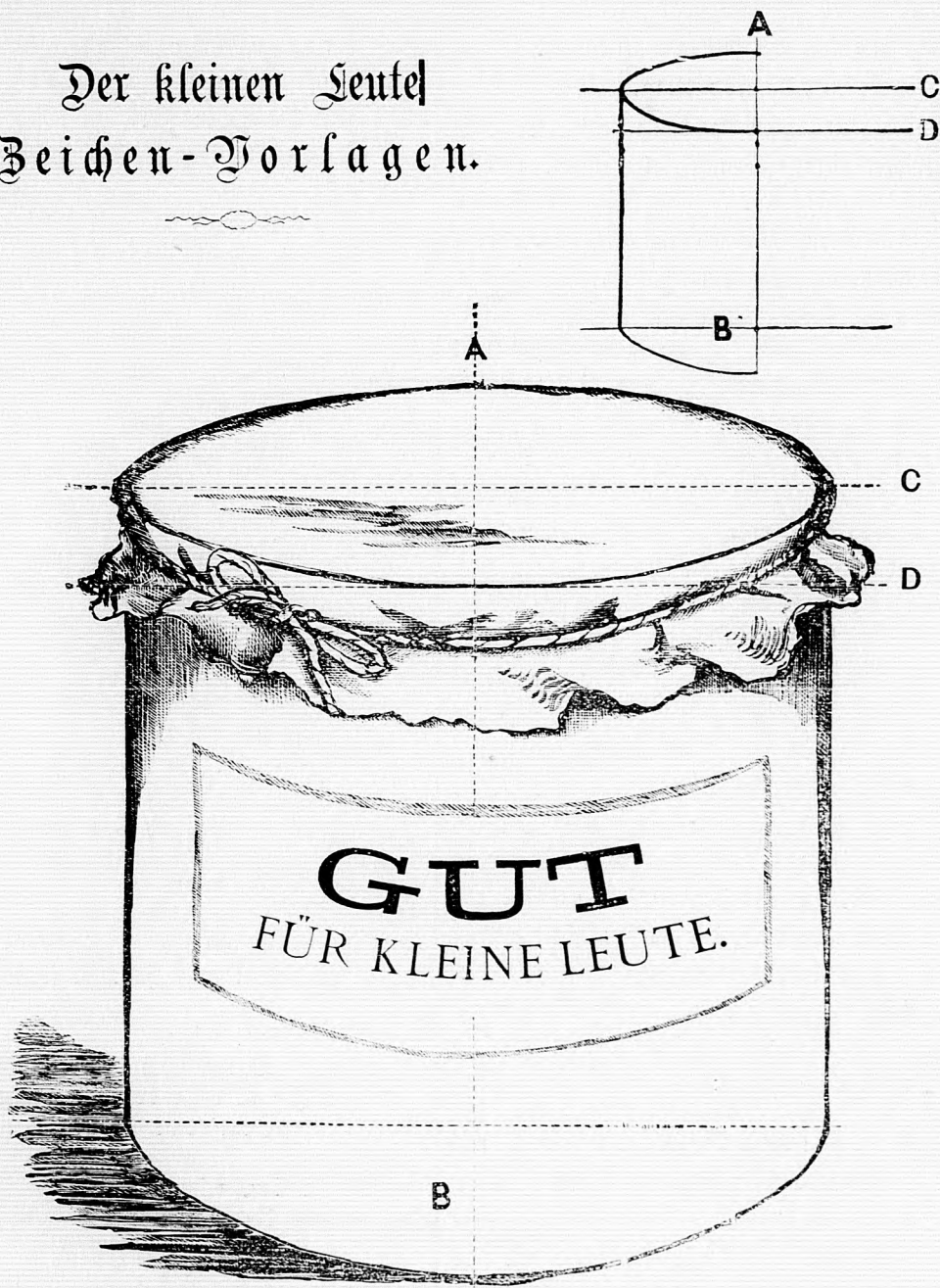
Miau, miau,
O, quäl' mich nicht so,
Denn meines Klavierspiels
Du wirst ja nicht froh.

Miau, miau,
O laß mich doch aus,
Ich höre da draußen
Grad' eine Maus.

Miau, miau,
Und läß'st Du mich nicht,
Bertrau' ich abscheulich
Dir Hand und Gesicht.

Miau, miau, — —
Da plötzlich ist, husch!
Das Kätzchen entschlupft und
Hinaus in den Busch.

Der kleinen Leutel Zeichen-Vorlagen.



Zeichnet erst die geraden Linien A, B, C und D; bezeichet an diesen die Länge und Breite des Topfes. Dann zieht fein sorgsam die Umrisse des Topfes. Erst wenn ihr sicher seid, daß dies Alles ganz richtig ist, zeichnet das Deckpapier, den Bindfaden und die Etikette. Braucht dazu einen feinen Bleistift, dessen Spuren sich leicht verwischen lassen, und sparet das Radirgummi nicht.

Druck und Verlag der Deutsch'schen Buchdruckerei- und Verl.-Akt.-Gesellschaft, Pest, Josefsplatz Nr. 6.
Verantwortlicher Redakteur: Onkel Tom. — Preis vierteljährig 1 fl.
Expedition für Cisleithanien bei der Beck'schen Univers.-Buchhandl. in Wien, Eck rote Thurmstraße und Lugeck.